

Danja Bergmann

Geschichte und Geschichten – Judentum in Europa

*Hans Erler (Hrsg.),
Erinnern und Verstehen.
Der Völkermord an den
Juden im politischen Ge-
dächtnis der Deutschen.
Campus Verlag, Frankfurt
a. M. 2003, 348 Seiten,
34,90 Euro.*

*Scholem Alejchem,
Ein Omelett wie bei
den Reichen. Monologe
und Zwiegespräche,
übersetzt und heraus-
gegeben von Gernot Jonas.
Edition Dodo, Berlin 2003,
192 Seiten, 10 Euro.*

Jeder strebt nach Zugehörigkeit. Das Gefühl von Gruppenzugehörigkeit ist ein Teil der Ich-Identität des Menschen und gibt ihm das Gefühl von Stabilität und Sicherheit. Es bedeutet die Teilhabe an einem Verbund, der sich auf gemeinsame Vorstellungen über Zukunft, Gegenwart und die Vergangenheit bezieht. Somit bedeutet es das Vorhandensein einer kollektiven Identität, die sehr wesentlich in der Geschichte, dem histori-

schen Selbstverständnis dieses Verbundes, wurzelt. Geschichte ist die Rekonstruktion von Vergangenen, eine Repräsentation des nicht mehr Seienden.

1996, mehr als ein halbes Jahrhundert nach dem Holocaust, bestimmte der damalige Bundespräsident Roman Herzog den 27. Januar zum Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus. Die Besinnungs- und Erinnerungskultur wurde so zu einer politischen Aufgabe gemacht, für deren angemessene Institutionalisierung die Politik Verantwortung übernommen hat. Eine Bilanz dieses Erinnerungsdiskurses in Deutschland zu ziehen, darum bemühte sich im Februar 2003 die Konrad-Adenauer-Stiftung im Rahmen einer Tagung, deren Ergebnisse, um weitere Beiträge ergänzt, nun in Form der Publikation *Der Völkermord der Juden im politischen Gedächtnis der Deutschen* vorliegen: „Es ist heute die bisweilen schmerzliche Grenze zwischen deutschen Juden

und Nichtjuden, dass keines der gigantischen Verbrechen ungeschehen gemacht werden kann und man daher für alle Zeiten unweigerlich einem der beiden Lager angehören wird“, schreibt Erhard Roy Wiehn in diesem Band (Seite 70). An dieser Grenze innehaltend, spiegeln insgesamt 33 Beiträge die Suche nach zeitgerechten und zukunftsfähigen Umgangsformen mit der Vergangenheit, fragen nach sinnvollen Zugängen zum *Erinnern und Verstehen* – so der übergeordnete Titel des Sammelbandes.

Die jüdische Sicht

Voraussetzung eines solchen Zuganges ist die Einflechtung der Kultur des jüdischen Erbes und Selbstverständnisses, weshalb im ersten Kapitel zunächst jüdische Stimmen zu Wort kommen. Die teilweise persönlichen biografischen Beiträge „bereiten den Boden für einen „Paradigmenwechsel von der nichtjüdischen Erinnerungskultur zu einem erst in Ansätzen aufkeimenden Erbediskurs“, so der

Herausgeber Hans Erler im seinem Vorwort (Seite 17). In diesem Sinne fragt Ernst Ludwig Ehrlich nach dem Umgang mit der Erinnerung: „Wie bringt man ein so einmaliges Geschehen in das Bewusstsein der Menschen, ohne Dauerrepräsentation einer Schande, für die die jetzige und die kommenden Generationen gar nicht verantwortlich sind?“ Einen sinnvollen Ort des Umganges mit der Vergangenheit sieht er in der Heimatgeschichte, weil diese menschliches Leid konkret werden lasse. Scham könne hier in tätiger Arbeit an Vergangem abgetragen werden, ohne zugleich eine Öffentlichkeit zu bemühen, die das Persönliche und die eigenen Handlungen zur Schau stelle. Das Engagement der Aktion Sühnezeichen in Polen und Israel liefert hiervon ein eindrucksvolles Zeugnis, weil hier Gedenken nicht abstrakt bleibt. Eine Möglichkeit adäquater Auseinandersetzung mit der Schoah für Nichtjuden sei weiterhin das Mittel der Identifikation, davon zeugt der internationale Erfolg des Tagebuches der Anne Frank.

Auf ein Beispiel von Missachtung jüdischer Existenz im Kontext von Erinnerungskultur verweist Emil L. Fackenheim in seinem Beitrag „Die

moderne ‚Entjudung‘ in Deutschland und ihr Nachher“ mit der Schilderung eines Besuches in Bergen-Belsen. Auf dem dort errichteten Denkmal waren die Sprachen aller Opfer eingraviert: Polnisch, Französisch, Russisch et cetera, was aber fehlte, waren Jiddish und Hebräisch, die erst nach den Protesten jüdischer Überlebender hinzugefügt wurden. Vor einer Art des „Vergessens“ im Gedenken warnt auch der im Jahr 2000 verstorbene Soziologe Alphons Silbermann, denn Gedenken bringe auch widersprechende Interpretationen der Vergangenheit zum Schweigen und somit die Gewalttätigkeiten, die zum Verlust des Lebens Millionen jüdischer Menschen geführt haben.

Das deutsche Selbstbild

Um die Grenze zwischen Juden und Nichtjuden geht es im zweiten Kapitel. Die Neutralisierung des Unterschiedes zwischen jüdischen (und anderen) Opfern des Nationalsozialismus und deutschen Opfern des eigenen Angriffskrieges decke den Zivilisationsbruch der nationalsozialistischen Verbrechen zu und verwische folglich die Grenze zwischen Juden und nicht-jüdischen Deutschen. Seit geraumer Zeit zeichnet sich hier zu Lande eine

neue Unbefangenheit des Erinnerungsdiskurses ab, die der Kulturwissenschaftler Harald Welzer in seinem Beitrag „Von der Täter- zur Opfergesellschaft“ ins Auge fasst. Neueste Untersuchungsergebnisse zeigen, dass alltägliche Vergangenheitserzählungen zu einer Opfergeschichte neigen, in der die Deutschen unter den Nazis schwer gelitten haben, aber nicht davon abgehalten wurden, für das Gute einzutreten. Dieses Selbstbild von einer deutschen Bevölkerung, die mit Deportation und Vernichtung nichts zu tun hatte, zeugt von einer großen Diskrepanz zur offiziellen Erinnerungskultur.

Mit der ‚Grenzübertretung‘ Martin Walsers setzt sich Matthias Heyl auseinander, wobei seine umfassende Reflexion über dessen umstrittene Friedenspreisrede von offenen Fragen nur so wimmelt und recht redundant wirkt. Solcherart polemische Affektation in Zwischentiteln wie „Zitternde Bösheit eines alten Mannes“ lässt den Leser ein an der Sensibilität und Brisanz der Thematik angelegtes Maß Sachlichkeit vermessen. Die „Wahrnehmung des Völkermords und politischen Gedächtnisses“ thematisiert das dritte Kapitel des Sammelbandes. Julian Voloj macht bewusst, dass von Erinne-

rungskultur zu Recht nur im jüdischen Geschichtserleben gesprochen werden kann, und fordert von dem nichtjüdischen Europa, „das Judentum als Teil des eigenen kulturellen Erbes zu verstehen“. Besonders hervorzuheben ist der Beitrag von Aleida Assmann, der die Asymmetrie von individueller Erinnerung und kollektivem Gedächtnis untersucht und eine interessante Analyse der Grass-Novelle „Im Krebsgang“ bietet, die sie als „analytisches Lehrstück über die Probleme der deutschen Erinnerungsdynamik“ bezeichnet (Seite 132). Die Novelle stehe gewissermaßen für den „Weg der Demokratisierung beziehungsweise Vervielfältigung des Geschichtsbewusstseins“, allerdings sei die Anerkennung deutscher Leidensgeschichten im deutschen Kollektivgedächtnis an die Bedingung der Entpolitisierung der Opfererinnerung gebunden. Dies bedeute, dass sich aus ihrer Erinnerung keine politisch-rechtlichen Konsequenzen wie Revision der Grenzen oder Entschädigung ableiten lassen.

Pädagogische Projekte

Die zweite Hälfte des Bandes wendet sich methodisch-didaktischen Aspekten zu: Um theoretische Konzepte einer Erziehung

nach dem Holocaust geht es im vierten Kapitel, wonach im fünften Kapitel verschiedene pädagogische Modelle vorgestellt werden. Intention ist, die nachfolgenden Generationen „in die kritische Erarbeitung der nationalsozialistischen Verbrechen im Horizont einer umfassenden Erziehung zu einer globalen Wertschätzung von Menschenrechten, Toleranz und Demokratie einzubeziehen“ (Erler, Seite 18). Im Zentrum steht dabei die Auseinandersetzung mit dem sozialen, psychologischen und weltanschaulichen Täterprofil; damit wird dem Adorno-Zitat „Die Wurzeln sind in den Verfolgern, nicht in den Opfern“ Rechnung getragen. Einsichten in das Weltanschauungsprofil der Täter liefert Michael Wildt mit den Ergebnissen seiner Untersuchung der Führungsschicht des Reichssicherheitshauptamtes. In weiteren Beiträgen bekommt der Leser einen Einblick in die Seminararbeit des Hauses der Wannsee-Konferenz, Regina Wyrwoll und Ariane Vorhang präsentieren zwei interessante Internetprojekte: den DenkT@g der Konrad-Adenauer-Stiftung und das Portal www.lernen-aus-der-geschichte.de. Abschließend werden Initiativen der DaimlerChrysler AG, der

Volkswagen AG und der Deutschen Bahn AG vorgestellt, wobei es um die ökonomische Dimension von Geschichtskultur geht. Eine Reflexion pädagogischer Großprojekte wie des Jüdischen Museums in Berlin, des Denkmals für die ermordeten Juden Europas und der Erklärung des 27. Januar zum Gedenktag stellt das sechste Kapitel vor.

Ein konstruktiver Umgang

Vor allem die Darstellung jüngerer pädagogischer Projekte ist als Leistung des Sammelbandes hervorzuheben. Sie lenkt den Blick des Lesers auf äußerst konstruktive Formen des Engagements wie im Falle des Jugendprojektes der Alten Synagoge Essen, welches das eigene Erleben der Jugendlichen ins Zentrum stellt und um Stärkung demokratischer Kompetenz bemüht ist, dabei wird die gängige Reduzierung jüdischer Geschichte auf die Zeit nationalsozialistischer Verfolgung bewusst umgangen. Und auch die Voranstellung jüdischer Stimmen im ersten Kapitel „Der Kontext – Erinnern jüdisch, heute“ ist in Anbetracht der Tatsache, dass die jüdische Perspektive der Holocaust-Erinnerung im geschichtswissenschaftlichen Diskurs lange Zeit vernachlässigt wurde,

hervorzuheben. Worum es schließlich gehen muss, so Ernst Ludwig Ehrlich in seinem Beitrag, ist, den Begriff der jüdischen Erinnerung neu zu befragen. „So wie wir als Juden und Christen keine synkretistische Einheitsreligion zimmern wollen, so müssen wir uns auch hier eingestehen, dass unsere Wahrnehmungen unterschiedlich sind.“ Bei aller Asymmetrie der Geschichte und des Wahrnehmens sollte es möglich sein, wenigstens den Versuch zu unternehmen, einander besser zu verstehen. „Dies ist nicht nur Hoffnung allein, sondern steht als Aufgabe vor uns.“ (Seite 37)

Judentum verstehen

Interesse und Kenntnis bilden die Fundamente des Verstehens. Den Forderungen Ernst Ludwig Ehrlichs und Julian Volojs folgend, Judentum besser und als Teil der europäischen Kultur zu verstehen, richtet sich das Augenmerk – um einen großen geografischen Radius erweitert – nun auf die Kultur des osteuropäischen Judentums. Die Welt der Ostjuden erstreckte sich, grob umrissen, fast über den gesamten osteuropäischen Raum, das heißt von Litauen über Polen bis Galizien und Bukowina; von Belo-Russia über die

Ukraine, über Bessarabien bis einschließlich des östlichen Schwarzmeer-Raumes. Dies war auch der Lebensraum der jiddischen Sprachkultur. Der Geschichtsverlauf, der Einbruch der Moderne, insbesondere aber der Holocaust drangen tief in diese jiddisch-sprachige Welt ein und zerstörten sie bis zur Wurzel. Menschliches Leid verursachende politische Ereignisse, vor allem die des Stalinismus, tilgten den letzten Rest einer alten Symbiose zwischen Juden und Nichtjuden in Osteuropa. Hiermit versank die Welt des jüdischen Shtetls – eines Ortes von Heterogenität und Pluralismus, an dem jüdische Händler und Handwerker, Chassidim und Orthodoxe zusammenkamen und eine reiche Alltagskultur bildeten. Diese jüdische Lebensform war kennzeichnend für das Russland des ausgehenden neunzehnten und beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts gewesen. Den Juden war es nur gestattet, in einem bestimmten Territorium zu leben, von den christlichen „Dörfern“ und den großen Städten wie Kiew waren sie ausgeschlossen. „Shtetl“ ist die Verkleinerungsform des jiddischen *shtot* – Stadt. Die bis in die Moderne anhaltende Shtetl-Nostalgie von

Klezmermusik und dem Bild des „Fiddler on the Roof“, so der amerikanische, von einem Chagall-Motiv inspirierte Titel des weltbekannten Musicals „Anatevka“, steht in herbem Kontrast zu der Wirklichkeit der Juden des Zarenreiches und Kronpolens. Sie waren Bürger der zweiten Klasse, diskriminiert, arm und ständig von Pogromen bedroht.

Von dieser zum Mythos stilisierten, bizarren und durch äußere und innere Zwänge gefangenen Welt bewahrte der große jüdische Schriftsteller Scholem Alejchem in Erzählungen wie *Tewje, der Milchiger* (*Tewje, der Milchmann*), die als Vorlage des 1968 erstmals am Broadway aufgeführten Musicals diente, ein illusionsloses, jedoch von tiefer Verbundenheit sprechendes Bild.

Aus dem Leben gegriffen

In Form von *Monologen* und *Zwiesgesprächen* hat Gernot Jonas als Herausgeber und Übersetzer eine bunte Auswahl aus der Feder Scholem Alejchems zusammengestellt. Unter dem Titel *Ein Omelett wie bei den Reichen* geben zehn Geschichten einen Einblick in Lebenswelt und Alltagsgewohnheiten der Menschen im Shtetl: die Frau namens Batja beispielsweise, die von ihrer

Mühe des Gänse schlachtens zum Chanukkafest berichtet, oder die Witwe Gitel Purischkewitsch, die ohne Atempause schildert, wie sie vor der Duma verhandelte, um ihren einzigen Sohn vor dem Militärdienst zu retten. Seit 1827 mussten Juden im zaristischen Russland nach dem achtzehnten Lebensjahr einen Militärdienst leisten, der 25 Jahre währte. Viele Juden leisteten jeden erdenklichen Widerstand, indem sie ihre Söhne verstümmelten, um sie untauglich zu machen, oder indem sie aus ihrer Heimat flohen, wenn Proteste oder Bestechung nichts genutzt hatten. Es sind also Geschichten, die das Leben schrieb, die Scholem Alejchem ohne Verklärung, jedoch mitreißend und farbenfroh von den Protagonisten erzählen lässt. Der vertrauliche und unbefangene Plauderton der Redner versetzt die Leser unmittelbar in das Geschehen und lädt sie zum Schmunzeln ein.

„Ihr könnt ruhig über mich lachen. Meinet-

wegen könnt ihr auch ein Feuilleton über mich schreiben, sogar ein Buch, wenn ihr wollt, ich habe keine Angst vor euch, das sage ich euch gleich. Denn wie ihr mich da vor euch seht, bin ich jedenfalls keiner von denen, die ständig vor Schreck zusammenfahren. Ich erstarre nicht vor Ehrfurcht, wenn ich einen Schreiberling sehe, ich mache mich nicht klein vor einem Doktor, und auch vor einem Advokaten versinke ich nicht in den Boden.“ Hinter diesen Worten des Joseph aus der „Erzählung eines Gentleman“ verbirgt sich, so mag man vermuten, die Silhouette Scholem Alejchems, auf dessen bewegtes, von Emigration, finanziellen Schwierigkeiten und Krankheit gezeichnetes Leben der Herausgeber in seinem Nachwort Bezug nimmt. Die Abbildung einer Geschichte im jiddischen Original spricht zwar durchaus den ästhetischen Sinn des Betrachters an, für den der hebräischen Schriftzeichen Unkundigen wäre jedoch eine Umschrift wün-

schenswert gewesen. Mit einem ausführlichen Glossar und den erläuternden Anmerkungen macht Ger not Jonas den Kontext der Erzählungen, das heißt die Entstehungsbedingungen und die Lebenswelt des ostjüdischen Shtetls, für den Leser sehr anschaulich. Insgesamt spricht aus der Übersetzung ein außerordentlich feines Sprachgefühl.

Als Schalom Rabino witsch nach langen Jahren schlimmer Krankheit am 13. Mai 1916 aus dem Leben geschieden war, schlossen sich zwei Tage später mehr als hunderttausend Menschen, zu meist kleine Leute, Arbeiter und Arbeiterinnen, zu einem Trauerzug zusammen, um den Sarg auf den Friedhof von Brooklyn zu geleiten. Sie gedachten somit des Mannes, der in seinem Schreiben das Leben der osteuropäischen Juden und ihres „Shtetls“ bewahrt hatte. In der jüdischen Nachkriegsvorstellung ist das Shtetl zum Ort und Inbegriff des Verlustes geworden.

Verlorene Überzeugung

„Die, die jetzt die SPD führen, müssen wissen, dass es jetzt nicht mehr darum geht, ob wir in zwei Jahren noch an der Macht sind, sondern welche Zukunft die Sozialdemokratie überhaupt noch hat. Es geht längst um eine andere historische Dimension. Und es geht um die Bereitschaft, etwas in dieser Gesellschaft verändern zu wollen. Das war doch immer unsere Grundüberzeugung. Und die ist jetzt verloren gegangen.“

Hans Koschnick am 23. Juni 2004 in *Die Welt*.